

Wochenende Kultur & Gesellschaft

Seelenschwelen

Mit der zweiten Staffel der wundervoll nostalgischen Serie «Stranger Things» gelingt Netflix eine Fortsetzung, die das Original noch übertrifft.

Julian Dörr

Eigentlich dürfte diese Serie nicht funktionieren. Man muss sich nur eine der ersten Szenen aus «Stranger Things 2» ansehen: Ein Parkplatz vor einer Schule im Mittleren Westen der USA, es ist das Jahr 1984. Nancy und Steve, die Highschool-Sweethearts aus der ersten Staffel, beschwören im Auto ihre Liebe. Dann: Motorenröhren, Reifenquietschen. Ein neues Auto, aus den Boxen dröhnen die Scorpions. Die Kamera sucht das Nummernschild (Kalifornien, ein Fremder!), die Fahrertür geht auf, ein schwerer Stiefel trifft den Asphalt. Endlich setzt der Gesang ein: «Here I am / Rock you like a hurricane». Und die Highschool-Mädels spielen mit ihren Haaren und fragen sich: «Wer ist dieser Typ?»

Man hat diese Bilder schon oft gesehen und weiss genau, was sie vermitteln sollen: Da ist ein neuer Typ in der Stadt. Und dieser Typ bedeutet Ärger. In dieser kurzen Szene steckt die Essenz von «Stranger Things»: eine Ansammlung von Klischees, Zitaten und Verweisen, zusammengehalten von einer grossen Portion Nostalgie.

Nostalgische Verspieltheit

«Stranger Things» ist zum grössten Überraschungserfolg des Streamingdienstes und Serienproduzenten Netflix geworden. Diese Geschichte von vier nerdigen Jungs und einem telekinetisch begabten Mädchen, die Comibücher lieben und Rollenspiele, und die sich plötzlich in einer Verschwörung wiederfinden. Als die erste Staffel im vergangenen Sommer anlief, drehten die Leute durch. Twitter wurde überflutet mit Adoptionswünschen für die Jungschauspieler. #JusticeForBarb forderte Gerechtigkeit für eine Fan-Favoritin. In Chicago eröffnete eine «Stranger Things»-Bar.

In Zeiten individualisierter Medienutzung ist «Stranger Things» einer dieser selten gewordenen Fälle von Lagerfeuer-Fernsehen geworden. Wer mitreden will, wer Popkultur verstehen will, der muss diese Serie gesehen haben. Aber wie konnte diese zusammengebastelte Mischung aus Highschool-Filmen, Stephen-King-Büchern und Steven-Spielberg-Blockbustern so gross werden? Und gleichzeitig so gut? Das fragt man am besten die beiden Männer, die sie geschaffen haben.

Die Duffer-Brüder sind für ein Telefoninterview aus L. A. zugeschaltet, und das ist ein Problem. Matt und Ross Duffer sind nämlich Zwillinge, ihre Stimmen kaum zu unterscheiden. Man ist also gezwungen, die Zitate den Duffer-Brüdern zuzuschreiben. Was gar nicht so falsch ist, wenn man hört, wie sie gegenseitig



Traumatisierte Kinder: Filmszene aus der Netflix-Serie «Stranger Things». Foto: PD

ihre Sätze vervollständigen. Also, liebe Duffer-Brüder, wieso funktioniert das mit diesen Klischees so gut? «Weil wir nichts ironisch meinen», sagen sie. Alles müsse sich anfühlen, als sei es echt.

Man sieht das noch besser in der zweiten Staffel, die in Sachen Nostalgie noch einmal zugelegt hat: die Musik aus den Radios, die «Ghostbusters»-Kostüme an Halloween. Das sind keine Zitate der Zitate wegen, es gibt kein wissendes, dekonstruktivistisches Augenzwinkern. Hinter der nostalgischen Verspieltheit steckt grosser Ernst. Das ist die erste Meisterleistung der Duffer-Brüder.

Aber «Stranger Things» wird auch von Leuten gefeiert, die die 80er-Jahre nie erlebt haben. «Wir waren die letzte Generation, die ohne Smartphones aufgewachsen ist», sagen die Duffer-Brüder, Jahrgang 1984. So grossartig diese Technologie sei, die heutigen Jungen würden den Reiz der Prä-Internet-Welt spüren. Die Sehnsucht nach den 80ern als generationenübergreifende Sehnsucht nach einfacherem Leben? Das mag stimmen, aber es erklärt nicht alles. Die wahre Sogkraft von «Stranger Things» liegt in der Geschichte. Und das ist die zweite Meisterleistung der Duffer-Brüder.

Was die erste Staffel neben dem Monster-Horror nur andeuten konnte, tritt nun in den Vordergrund. Ein Jahr ist vergangen seit dem Verschwinden von Will, seinem Martyrium in der lichtlosen Parallelwelt des «Upside Down». Die Verantwortlichen haben alles vertuscht, es herrscht Stillschweigen über die Geschehnisse, stattdessen gibts Lügenmärchen, irgendwas mit Russen, Spionen, Kalter Krieg. In diese Geschichte führt einen die wundervoll melancholische erste Folge der neuen Staffel. Ganz sacht erzählt sie von traumatisierten Kindern und verzweifelten Erwachsenen. Von Will, der unter apokalyptischen Visionen leidet, von seiner Mutter (Winona Ryder), von Mike, der Nachrichten in den Äther schickt - in der Hoffnung, dass sie zum Mädchen Eleven vordringen, die seit dem Showdown der ersten Staffel verschwunden ist.

Das Ende der Kindheit

Neben der Gruselgeschichte erzählen die Duffer-Brüder also eine zeitlose Geschichte über das Ende der Kindheit, über das Hinausgestossenwerden in eine sinnlose Welt. In «Stranger Things» ringt jeder Charakter mit dieser Welt und mit

sich selbst. Damit ist den Duffer-Brüdern etwas gelungen, was die Ausnahme ist: eine Fortsetzung, die das Original übertrifft. Dafür gebe es nicht viele Beispiele, sagen die Duffer-Brüder. «Terminator 2» und «Aliens» vielleicht. Anschlussfrage: Was macht ein gutes Sequel aus? «Man muss Risiken eingehen», sagen die Duffer-Brüder, «ob man dann danebenhaut oder trifft, ist eigentlich egal.»

Die zweite Staffel holt weit aus. Es wird langsam erzählt, aber episch. Das Böse, das Will in seinen Visionen plagt, ist keine Horror-Kreatur mehr. Sondern der Horizont, ein Schatten, ein Feuer-Gewitter. «Game of Thrones», die andere Lagerfeuer-Serie, habe sie dazu inspiriert, den Vorhang noch weiter aufzuziehen, sagen die Duffer-Brüder. Mehr visuelle Effekte, mehr Musik.

Man hört ja oft, dass die Serie so unschlagbar sei, weil sie etwas könne, was das Kino nicht kann, nämlich komplexe Charaktere erschaffen. Aber der Serie fehlt auch Entscheidendes: die Überwältigungskraft der Geschichte, das Zusammenspiel von Handlung, Sound, Komposition. «Stranger Things» kann, was nur das Kino kann. In Serie. Das ist die dritte Meisterleistung der Duffer-Brüder.

Die Ausstellung ist auch eine Messe

Die Zürcher Grafik 17 wirkt wie ein Gemischtwarenladen - inspirierend und irritierend.

Claudia Schmid

Neuer Standort, bewährtes Konzept: Die Grafik 17, selbst ernannte wichtigste und grösste Werkschau für Grafikdesign in der Schweiz, findet nicht mehr auf dem Maag-Areal, sondern in der Halle 622 in Oerlikon statt - eine angenehm übersichtliche ehemalige ABB-Werkstätte mit grosszügigem Foyer und Galerie.

Die weissen Ausstellungskuben aus styroporähnlichem Material, auf denen die Werke ausgelegt sind, die Lounge-Musik und die Essstände aber sind wieder da, wie immer bei einer Ausstellung, die die Zürcher Eventagentur Blofeld organisiert. Zu ihrem Portfolio zählen auch die Werkschauen zur Architektur oder zur Fotografie. Und zu ihren Spezialitäten die Methode, mit bekannten Namen mehrere Tausend Besucher in die Ausstellung zu locken.

Diesjähriger Stargast ist Samy Deluxe, mit über einer Million verkaufter Tonträger einer der kommerziell erfolgreichsten Rapper. Der 39-Jährige widmete sich in den letzten Jahren vermehrt der Graffiti-Kunst, die er nun in Zürich erstmals zeigt. Am Donnerstag hat er im Siebdruckstudio, das zur Ausstellung gehört, Plakate gedruckt; heute Nachmittag steht er für ein Live-Painting im Einsatz. Zwar hat er die Kunst des Sprayens nicht neu erfunden, aber er beweist Humor: In einer Bildecke steht, ganz in der Manier von Toilettenkritzeleien: «Wer das liest, ist blöd.»

Street-Art, Tattoos und Games

Thematisch ist die Grafik 17 breiter gefächert als die fünf bisherigen Ausgaben: Es gibt unter den 130 Beiträgen nicht nur Typografie- und Plakatkunst von Schweizer Gestaltern und Kunstschulen zu entdecken, sondern auch Illustrationen, Street-Art, Tattoo-Entwürfe, Malerei, Interaction- und Game-Design, sowie verschiedene Virtual-Reality-Präsentationen. Also eigentlich alles, was man sich unter visuellen Ausdrucksformen vorstellen kann: Die Grafik 17 ist ein Gemischtwarenladen, der bisweilen nicht nur inspirierend, sondern auch etwas irritierend ist. Vor allem, wenn das Gezeigte Messecharakter bekommt.

So präsentiert das SRF in einer «Begegnungszone» TV-Beiträge mit 360-Grad-Erlebnis, Microsoft zeigt einen digitalen Zeichentisch, und mitten im grossen Ausstellungsraum steht das Modell eines Hyperloops, eines in der Schweiz entwickelten Hochgeschwindigkeitstransportsystems. Letzteres sei ein Beispiel für die Verschmelzung zwischen Design und Technologie, so die Organisatoren.

Da widmet man sich lieber den Beiträgen von auffallend vielen starken Frauen. Etwa den genauen Bleistiftillustrationen von Elisa Huber, den surrealen Collagen von Julia Geiser oder den Landschaftsbildern aus dem Brockenhaus, die Taina Thoma mit kleinen Männchen, die sich zwischen Bäumen oder auf Bergen verstecken, aufmöbelt.

Der wohl charmanteste Beitrag «Duplikat-Eigenart» stammt von der Tagesstätte Rauti. Menschen mit Behinderung haben dafür verschiedene Klassiker der Kunstgeschichte dupliziert. Ob Anker, Matisse oder Munch: Was bei diesen Kopien herauskommt, ist eine grossartige Reduktion aufs Wesentliche, keck und grafisch im besten Sinne.

Halle 622, Zürich-Oerlikon, bis 29. 10. www.grafik-schweiz.ch



Hier lacht die Grafik: Ein Werk von Büro Distruct. Foto: PD

Songs für schwermütige Rotweintrinker

Stephan Eicher und Martin Suter haben ein ziemlich altersmelancholisches «Song Book» ausgeheckt.

Ane Hebeisen

Früher einmal, in den 80er-Jahren, gehörte Stephan Eicher zum Schicksten, was die Schweizer Musikszene zu bieten hatte. Der «Eisbär», den er mit der Gruppe Grauzone eingespielt hatte, arrierte zum ersten helvetischen New-Wave-Welthit. Auf der EP «Souvenir» fand sich der Synthiepophit «Les Filles du Limmatquai», der trotz französischer Grammatikfehler fantastisch war. Und da war auch die Ballade «Çe soir (je bois)», in der sich Eicher die Himmeltraurigkeit eines einsamen Männerdaseins von der Seele hustete. Den Mann umwehte das Odeur des Unnahbaren, Mondänen. Und in der Szene nickte man sich zu: Der wird es zu etwas bringen.

Aber nun ist Schluss mit Unnahbarkeit, Weltläufigkeit und Moderne. Stephan Eicher beschert der Schweiz mit «Song Book» eine Liedsammlung auf Mundart, mit Texten, die ihm der befreundete Erfolgsautor Martin Suter ein-

geflüstert hat. Ein Werk, so unauffällig wie ein Mittellandlüftchen und zutraulich wie ein Berner Sennenhund. Die Erzählperspektive ist in etwa die eines Herbstspaziergängers, der ins Grübeln gerät, weil ihm die Welt immer fremder wird, weil das Glück ein bisschen widerpenstig geworden ist und sich auch das eigene Leben langsam herbstlich anfühlt. Nennen wir es die Wohlstandsmelancholie eines Rotweintrinkers.

Um dieses Grundambiente auch musikalisch zu evozieren, wird das Balladenpiano herangerollt, werden Banjos, Slide- und Holzgitarren aufgeföhren, Mundharmonika und Besensschlagezeug bereitgestellt. Mal erklingen feierliche Heilsarmeeanföhren, mal rumpelt zart ein verkapttes Zirkusorchester, oder es mischt sich ein leicht überengagierter Chor ein.

Doch nur ganz selten wächst die Sache über eine tranige Merci-dass-ess-dich-gibt-Gefühllichkeit hinaus. Manches klingt, wie wenn Toni Vescoli Bob-Dylan-Songs in die Mundart übersetzt. Und wenn man dann doch versucht, sich in diese Nachdenkmusik für den Schweizer Mittelstand einzugrooven, kommt auf einmal Annett Louisan (die Deutsch-Popperin mit der Kinderstimme) daher, um noch zusätzlich auf den Kitschgang zu hauen.

In jeder Note dieser siebzehn Lieder stecken ein leiser Stosseufzer und ein fatalistisches Achselzucken. Und so entfleucht auch dem geduldigsten Zuhörer irgendwann ein Rülpschen ob dieser Überdosis an romantisiertem In-die-Jahre-Kommens, ob dieses Weltbetrachtens in Americana-Gemütlichkeit.

Nette Liedchen

Suter und Eicher haben ja bereits für das Album «Eldorado» vor zehn Jahren unter anderem das Lied «Weiss nid, was es isch» zusammen geschrieben. Dieser helvetische Minihit scheint denn auch als Blaupause für sämtliche Songs des neuen «Song Books» gedient zu haben. Die Texte Suters, die im buchgewordenen Booklet raumgreifend abgedruckt und in eine fiktive Entstehungsgeschichte eingebunden sind, funktionieren als Stand-alone-Poesie eigentlich ganz gut:

Spil no eis für alli die,
Wo vor me Glesli Wii
A irer Zigarette zie
U ganz eleini sii.
Spil no eis für alli die,
Wo lieber truurig sii.
Spil no eis für alli die,
No eis für eine wi mi.

Da wäre sie eigentlich ganz schön ausgeschweizerdeutsch, die Melancholie des alternden Mannes. Doch Stephan Eicher hat daraus bloss ein nettes Liedchen gemacht, für ebendiesen alternden Mann, der vom Leben und der Musik keine Abenteuer mehr erwartet. Gut möglich, dass er damit das Herz des schweizerischen Endverbraucher in der Ü-50-Zielgruppe erobert wird. Aber irgendwie erhoffen wir uns von ihm halt immer noch mehr als bloss Befindlichkeitsmusik für den SRF-1-Radiöhörer. Dafür schlummert zu viel Genie in diesem Mann, der nach seinen New-Wave-Anföhren vom Manager Martin Hess für den französischen Markt zurechtgestutzt wurde.

Hess war es auch gewesen, der Eichers lange hochgehaltenes Image des heimatlosen Bonvivants gebaut und gepflegt hat. Seit der Trennung von ihm ist der Sänger auf der Suche. Er experimentiert, gibt Konzerte im Liegen, lässt sich auf Jams ein, heckt abenteuerliche Livekonzepte aus. Der Mann strotzt vor hervorragenden Ideen. Schade, dass das neue Album nicht zu diesen gehört.

Stephan Eicher, Martin Suter:
Song Book (Diogenes/Universal).
Textpassage © Diogenes-Verlag.